



„Man hatte das Gefühl, ein Fremdkörper zu bleiben“

Die Allgemeinärztin Minoo Rahimi kam zum Studium nach Wien – zu einer Zeit, als im Iran das Schicksal des Landes neu besiegelt wurde.

Wenn Minoo Rahimi nicht drinnen sitzt, dann geht sie an den beleuchteten, hoch geschwungenen Fenstern vorbei, bleibt vielleicht kurz stehen, um zu schauen, wer denn aller die Tische bevölkert. Mit dem Hund an der Leine spaziert sie nahezu jeden Tag an dieser Hauswand entlang. Und drinnen? Kaffee oder Tee, Zeitungen, Freunde treffen zum Plausch. Das Wiener Café Sperl hat für Rahimi etwas Heimeliges, wie sie sagt. „Man kann stundenlang sitzen. Und es ist so elegant.“ Elegant ist ein Attribut, das auf sie selbst ebenfalls zutrifft. Auch heute sitzt sie im Café, aufrecht und neugierig, und deutet auf die abgenutzten Griffe der vielen Sessel. „Sie erzählen so viele Geschichten.“

Ihre eigene Geschichte beginnt in Teheran, ihrer Geburtsstadt. Als Kind saß sie mit dem Vater, einem Beamten, vor dem Fernseher, beide sahen die Wissenschaftssendungen regelrecht auf. Der Vater sagte: „Ich mache eine Ärztin aus dir“, und sie wollte ohnehin nie etwas anderes werden. Die Aufnahmeprüfungen waren jedoch hart, Rahimi kam nicht durch. Es war eine Enttäuschung, aber auch ein Anlass, nach anderen Wegen zu suchen. Das Teheran der 1970er Jahre war eine stürmische Stadt, die Bevölkerung revoltierte, der Schah wankte. Minoo Rahimi wollte in die USA ziehen, um Medizin zu studieren, aber die Besetzung der amerikanischen Botschaft zog eine Visaperre für alle Iraner nach sich: Anfang November 1979 stürmten Studenten die Botschaft und hielten mehr als 50 Diplomaten als Geiseln. Die Revolution, die später die Mullahs an die Macht bringen sollte, war schon nicht mehr zu stoppen – genau 40 Jahre ist das nun her. „Ich hatte eine Freundin“, erzählt Rahimi mit Blick auf diese unsteten Tage, „die in Österreich war. Von ihr habe ich erfahren, dass ich auch hier studieren kann, dass die Universitäten sogar kostenlos sind.“

1980 landete die junge Frau in einem Land, das sie als ernst und unfreundlich empfand. Substandardwohnungen und Hundekot auf den Straßen, darauf war sie nicht gefasst. Schon gar nicht auf die „unfreundlichen Beamten auf den Ämtern“. Vor jeder Visaverlängerung, sagt sie, habe sie Herzrasen und Schweißausbrüche bekommen. „Ich hatte Angst vor diesen Menschen. Ich bin mit dem Geld meiner Familie gekommen, aber hier hatte man trotzdem das Gefühl, ein Fremdkörper zu bleiben.“ Heute sei die Stadt freilich viel freundlicher, heller, vor allem jünger und den Menschen gehe es finanziell besser. Aber eine Art der Distanz, dieses diffuse Gefühl, die sei oft noch zu spüren.

1980 war aber auch die Zeit, als das Schicksal des Iran endgültig besiegelt wurde. Ruhollah Khomeini war aus dem

französischen Exil längst zurückgekehrt und festigte sein Regime. Exil-Iraner und Studenten im Ausland versuchten den Widerstand, kaum eine iranische Community, die nicht aktiv war. Junge Menschen wie Rahimi konnten freilich auch „keine Ruhe geben“, wie sie sagt. Treffen, Diskussionen, das Ausloten von Möglichkeiten. Für Rahimi kam die Enttäuschung aber recht bald. All diese Gruppen, die die Veränderung wollten, aber dogmatisch an ihrer Weltsicht festhielten, das habe sie nicht verstehen können. Kein Zugehen aufeinander. Jeder wollte es besser wissen. Sie beschloss, sich auf ihr Studium, auf ihr neues Leben in Wien zu konzentrieren.

Heute hat Rahimi Tee bestellt. Sie stützt ihre Arme auf den runden Marmortisch, schaut sich freundlich im Café um. Sie erinnert sich: „Einer der schönsten Tage in meinem Leben war, als ich die Zulassung zum Medizinstudium bekam.“ Bis dahin war es aber auch ein steiniger Weg. Zunächst musste die junge Frau Deutsch lernen, es waren eineinhalb intensive Jahre. Ehe sie Medizin studieren konnte, schrieb sie sich in Geologie ein. Die erste Vorlesung: anorganische Chemie. Rahimi saß im Saal – und verstand kein einziges Wort. „Ich habe gar nicht gewusst, wovon er spricht. Das war so deprimierend.“ Mit dem Skriptum ging die Studentin zu iranischen Chemie-Studenten und ließ sich Wort für Wort, Seite für Seite alles erklären. Vermutlich ging sie ihnen auf die Nerven. Aber diese Prüfung musste einfach bestanden werden. Und natürlich kam es auch so. Mittlerweile blickt sie auf eine erfolgreiche Karriere zurück, seit mehr als 15 Jahren betreibt Dr. Rahimi eine eigene Praxis in Wien.

Sie ist auch „der Motor“ der Österreichisch-Iranischen Ärztegesellschaft. Mehrere Hundert Mediziner haben ein Netzwerk aufgebaut, um sich gegenseitig zu unterstützen, um sich stetig fortzubilden, um gemeinsam traditionelle Feste zu feiern. Das Neujahrsfest Nouruz steht demnächst an und Rahimi hat alle Hände voll zu tun, die Veranstaltung dazu zu organisieren. Die Tafel werde man traditionell und schön herrichten, freut sie sich, mit den Haft Sin, den sieben Elementen wie Knoblauch, Essig oder Apfel. So bleibt die alte Tradition in Wien erhalten. Im Iran selbst war Rahimi vor zwei Jahren wieder, davor mehr als ein Jahrzehnt gar nicht. Wenn sie in Teheran ankommt, findet sie eine sehr veränderte Stadt vor. Der Verkehr hat abnorme Ausmaße erreicht, die Gegend der Einfamilienhäuser, in der sie aufwuchs, ist eine Betonschlucht geworden, Autobahnen und Blechlawinen beherrschen den Alltag. Vieles an ihrem Geburtsort stimme sie traurig, sagt sie nachdenklich. Der Materialismus der jungen Leute, die Oberflächlichkeit ihres Wissens. Der Umbruch? Noch lässt er auf sich warten.